

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 131. Bromberg, den 8. Juni. 1935

Der Gemsjäger vom Bernina-Paß.

Roman von O. v. Hanstein.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nun er mit sich selbst einig geworden, war er vollkommen ruhig. Sogar über seine gegenwärtige Lage. Derselbe Gott, der ihn bisher bewahrt, dieser Gott, der es wollte, daß er aus freien Stücken vor das Gericht trat, würde ihm auch jetzt Retter senden.

Als Bergführer hatte er selbstverständlich alles bei sich, was ein verstiegener Tourist braucht.

Er nahm aus seinem Rucksack eine kleine Laterne und zündete sie an. Dann trat er dicht an den Rand. Genau wie es die Vorschrift ist, schwenkte er innerhalb einer Minute sechsmal die brennende Laterne weit hinaus in die Gegend, machte dann eine Minute Pause und schwenkte sie in der nächsten Minute zehn mal.

Immer wieder gab er dieses Signal, das in den Bergen jeder kennt, das SOS des Touristen in Not.

Er überlegte. In dieser Nacht war es möglich, daß man ihn sah, freilich nur, wenn etwa in Sassal Masone oder Alp Grüm jemand mit dem Glase den Gletscher absuchte. Vielleicht hörte es ein Führer, der mit Touristen unterwegs, wenn er mit seiner Signalpfeife pfiff. — —

Stunde um Stunde hatte Josepha immer wieder der Gletscher abgesucht. Allerdings nur den Weg, den die Führer zur Alp herabkamen. Dann wandte sie fast zufällig das Fernglas hinauf und —

„Jessas Maria!"

Sie schrie auf. War da nicht ein Licht? Kam ein Trupp Bergsteiger? Nein! Sechsmal, zehnmal — sechsmal!

Ein Notsignal! Ein Notsignal dort oben? Dort? wo kein Weg war? Dort? — Xaver!

Sie mußte sich an der Brüstung halten, so war sie erschrocken. Einen Augenblick ließ sie das Glas sinken, dann sah sie wieder hinauf.

Sechsmal — zehnmal!

Josepha rannte in die Hütte, holte die große Laterne, steckte sie an, schwenkte sie dreimal in einer Minute nach oben. Dann Pause — wieder dreimal!

Jetzt hörte droben das Signal auf. Alles blieb dunkel. Der Mensch, der in Not war, hatte gesehen, daß man seine Signale verstanden, wartete ab!

Josepha überlegte. Es war ihr völlig gewiß, daß es niemand anders war als Xaver! Was tun? Nach Alp Grüm hinunter? In der Nacht gab es kein Telephon. Lichtsignale geben?

Schon wollte sie die Laterne hinabschwenken, als ihr Arm zurücksank. Dann kamen die Häscher — dann — sie hielten ihn ja für einen Mörder.

Josepha war jung und stark. Mehr als einmal hatte sie mit dem Vater den Weg zur Diavolezza gemacht, kannte auch den Hang, auf dem man oben von der Höhe ziemlich gefahrlos zur italienischen Grenzhütte kommen konnte. Sie allein? In der Nacht? Sollte sie Xaver seinen Häschern ausliefern?

In der Hütte war alles, was zu einer Rettung gehörte. Schnell schlang sich Josepha das längste Seil um die Hüften, so daß es beim Gehen nicht störte, nahm eine Flasche mit Branntwein, etwas Brot und Fleisch und den Bergstock.

Sie dachte gar nicht an die Möglichkeit, daß er vielleicht wund sein, sich verletzt haben könne.

„Ich will zu ihm, ich werde es selbst versuchen. Gott wird ihm helfen. Er darf ihnen nicht in die Hände fallen."

Sie lauschte hinunter. Nirgends war ein Signal, in Alp Grüm wurde die Notglocke nicht geläutet. Niemand hatte den Ruf bemerkt als nur sie, die mit dem Glase den Gletscher abgesucht hatte.

Josepha stieg mit gleichmäßigen, ruhigen Schritten den Gletscher, der hell im Mondlicht lag, bergan. Auch sie kannte seine Gefahren und wußte die gefährlichen Stellen, an denen der Jungschnee die Spalten verdeckte, zu unterscheiden.

Sie ging langsam, ihr kraftvoller Körper dehnte sich bei der gleichmäßigen Bewegung.

Steil ging es bergan. Nicht selten mußte sie den langen Bergstock einsetzen und sich über Spalten hinüberschwingen. Sie hatte selbstverständlich den Frauenrock mit einer Hose vertauscht, wie es gang und gäbe ist in den Bergen.

Mitternacht war vorüber, als sie die Höhe erreicht hatte und rasten mußte. Dann aber war sie auf dem Hang, an dessen Steilwand Xaver in einer Spalte lag. Bis jetzt hatte sie so sehr mit sich selbst zu tun, daß sie keine Zeit gehabt hatte, an Xaver zu denken, jetzt aber ergriff sie Angst. Sie kroch, lang ausgestreckt liegend, bis an den Rand des steilen Absturzes, prüfte vorsichtig, ob sie sich nicht auf eine Wächte hinauswagte, dann aber schickte sie, wie sie von Xaver, dem Bayern, gelernt hatte, einen schmetternden Jodler hinaus.

Stunde um Stunde hatte Xaver geharrt, nachdem er erkannt, daß sein Signal auf der Alp Sassal Masone bemerkt worden war. Hatte immer wieder hinausgespäht, ob nicht ein Trupp Menschen bergauf käme, aber das einzelne Mädchen, das wegen der hellen Nacht ohne Laterne ging, hatte er nicht erkennen können. Jetzt aber hörte er über sich den Jodler, und in seiner ersten Freude sandte auch er einen gleichen hinauf. Josepha! Josepha! Wer anders hätte in der Alp Sassal Masone sein Signal sehen können! Nun kam sie — wußte sie, daß er ein Wortbrüchiger war? Wie konnte sie wissen! Nichts! Nichts! Auch nicht, daß er zum Mörder geworden. Er hatte ja keine Ahnung, daß ihn der Grenzjäger Giori an seiner Flinte erkannte.

Noch weiter wagte das Mädchen sich vor. „Wo bist du?"

Sollte er antworten? Wie er sich schämte! „Hier."

Es war gar nicht weit zur Seite und etwa fünfzig Meter tiefer als sie stand. „Warte." Sie suchte den Platz genau über ihm. Das Glück war günstig. Hier ragte eine schmale Steinsäule über den Hang empor, und rings herum waren ein paar Büsche zähen Krummholzes.

Noch einmal wagte sie sich ganz an den Rand. „Rufe!"

Jetzt war der Lebenswille allmächtig in ihm. Ja, auch das war Fügung der Allmacht: Josepha sollte die Erste sein, der er beichtete, was er getan. „Hier."

„Ich bin dicht über dir, ich lasse das Seil herab."

„Bist du allein?" Erst jetzt kam ihm dieser Gedanke.

„Ich bin allein. Es braucht niemand zu wissen. Die italienische Grenze ist nahe."

Schreck durchzuckte ihn bei den Worten, die leise und zitternd aus der Höhe herabklangen. Sie wußte! Wußte — und kam doch, ihn zu retten!

„Ich kann nicht klettern, mein linker Arm ist wund."

„Dann ziehe ich dich hinauf. Jetzt kommt das Seil."

Sie vermochte nicht, sich so weit über den Abhang hinaus zu schieben, daß sie ihn zu sehen vermochte. Nun band sie das siebzig Meter lange Seil fest um den Zacken und verknotete es noch in den Ästen des Krummholzes.

„Das Seil!"

„Ich kann es nicht erreichen, schwinge es aus."

Bange Minuten. Oben das auf dem Boden liegende Mädchen, unten der Mann, der hart am Abgrund stand, vor ihm das pendelnde Seil.

„Ich hab's!"

„Knote es fest, sage, wenn ich ziehen darf."

„Jetzt!"

Josepha stemmte ihren Körper fest gegen die Felsen, atmete tief auf, dann stieß sie einen Schrei aus.

„Jetzt!"

Sie zog — unten ein furchtbarer Ruck, der sie fast hätte den Halt verlieren lassen — Xaver war ein schwerer, knochiger Mann. Jammer war in ihrer Brust. Retten hatte sie ihn wollen, jetzt war er verloren, hing an dem Seil, das sich drehte, das fest und hart auf der Felskante auflag. Das sich dehnte unter der Last und — wenn es riß, wenn es jetzt riß, dann hatte sie ihn selbst in den Abgrund gestürzt.

Sie mußte anhalten, mußte ruhen, fühlte, daß sie es nicht konnte. Vermochte kaum zu schreien, war voller Entsetzen und tödlicher Angst.

„He! Hallo!"

Eine Stimme! Eine fremde Stimme!

„Wir kommen!"

In aller Frühe hatte es ein Trupp Bergsteiger, die von der italienischen Seite über den Palügletscher zur Diavolezzi wollten, gewagt, aufzubrechen. Dann hatte der Führer, ein Deutscher, ein Kamerad Xavers, den pendelnden Mann an der Wand gesehen.

„Wir kommen! Halt fest!"

Mit aller Kraft stemmte sich Josepha gegen den Fels, hatte das Seil auch um ihre Hüften geschlungen und glaubte nun ersticken zu müssen von der Gewalt der Last, die den Körper zusammenschnürte. Minuten nur waren es, aber sie erschienen ihr wie Stunden.

Endlich sah sie die Köpfe der Männer auftauchen, die schnell bergauf sprangen.

„Da sind wir."

„Das Seil! Er pendelt am Seil!"

„Wir haben gesehen!"

Unten war es ganz still geworden. Xaver war mit dem Kopf gegen die Felsen gestoßen und hatte die Besinnung verloren. Jetzt griffen sechs starke Arme zu. Das Mädchen wurde aus dem Seil gelöst, kniete, selbst halb ohnmächtig vor Schmerz und Schwäche, am Boden, Tränen strömten ihr über die Backen, während jetzt die Männer ganz vorsichtig und nach den Kommandorufen des Führers das gespannte Seil anzogen, das hart und knirschend, jeden Augenblick in Gefahr, zerrissen zu werden, über die Felskannte glitt.

Lange! Lange! Fünfzig Meter sind eine gewaltige Entfernung, wenn jeder Hub nur zwanzig Zentimeter zu schaffen vermag.

Endlich erschien Xaver. Hing wie leblos in dem Seil, das um seine Hüften geknotet, sein Haar war vollkommen mit Blut überströmt und verfilzt. Seine Augen waren geschlossen.

Josepha lag noch auf ihren Knien, als die Männer den Ohnmächtigen hinaufhoben und auf den Boden niederlegten.

„Er ist tot?"

Der Führer beugte sich nieder, legte sein Ohr auf die nackte, blutige Brust.

„Er ist ohnmächtig! Dann glitt ein Erschrecken über sein Gesicht.

„Das ist?"

Josepha fühlte sich erbleichen.

„Das ist dein treuer Kamerad Xaver Kernbacher, Anton Wareiga."

Die Touristen wußten keine Erklärung für den seltsamen tiefen Blick, mit dem der Führer Wareiga und das Mädchen einander in die Augen blickten.

Sie hatten sich mit einem Zunicken verstanden. Wareiga wußte natürlich von dem, was geschehen, und fühlte, was dieses Mädchen hatte tun wollen.

„Wir müssen ihn zu Menschen bringen."

Bittend sah Josepha den Führer an. Der nächste Weg war zur Alp Sassal Masone, und dort — waren die Häscher.

Einen Augenblick überlegte Wareiga, dann wandte er sich an die Touristen.

„Es gilt, ein Menschenleben zu retten. Es wird heute nichts mit der Bergtour, wir müssen zur italienischen Hütte zurück."

Dankbar sah Josepha den Führer an, der sie verstanden. Warum sollte ein Kamerad den anderen in das Gefängnis liefern?

In diesem Augenblick richtete sich Xaver auf. Sein Blick war wild und wie abwesend, während er aus der Ohnmacht erwachte.

„Bringt mich zur Alp Masone!"

„Dort — dort —!"

Josepha schrie auf.

„Bringt mich zur Alp Sassal Masone und benachrichtigt die Polizei. Ich habe einen Gamsbock geschossen. Ich will dafür büßen. Hätte ich fliehen wollen — ich läge längst zerschmettert im Abgrund."

Sein Haupt sank wieder zurück. Die Bewegung hatte ihm wohl große Schmerzen bereitet, und er fiel wieder in Ohnmacht.

Josepha hockte mit großen, abwesenden Augen auf dem Boden, der Führer Wareiga überlegte, dann nickte er mit dem Kopf.

„Er hat recht! Bringen wir ihn nach Sassal Masone."

Da sprang Josepha auf. Nun war etwas Frohes, etwas Leuchtendes in ihren Augen. Jetzt wußte sie, daß sie recht empfunden hatte!

Er war kein Mörder! Den Gamsbock hatte er geschossen, nicht mehr! Kein Mörder! Kein Mörder!

Sie hätte laut jubeln mögen, und es war doch nichts anderes, was sie nun wußte, als das, was sie längst gefühlt hatte in ihrer Seele.

Kein Mörder! Ein Mann, der ein Unrecht getan und der büßen wollte.

„Bringt ihn nach Sassal Masone!"

Kopfschüttelnd standen die Touristen dabei und begriffen das alles nicht, aber Josepha und der Führer waren schon dabei, aus den zusammengelegten Bergstöcken eine Art Bahre zu fertigen. Dann allerdings mußten auch die Reisenden mit anfassen.

Während Xaver regungslos und mit geschlossenen Augen auf der Bahre lag, bewegte sich der Zug langsam über den Hang und stieg in Stunden wieder zur Alp, die Josepha allein gelassen, hinunter.

Immerhin, es war noch früher Morgen, als sie dort ankamen.

„Wohin?"

„Mein Bett steht in der Kammer."

Sie legten den Geretteten, der auch die Augen geschlossen hielt, auf das Lager und ließen Josepha mit ihm allein. Langsam schlug Xaver die Augen auf.

„Xaverl, daß du nur lebst!"

Er stieß sie zurück.

„Ein Lump bin ich, Sepherl, ein wortbrüchiger Lump und deiner net wert."

Währenddessen telephonierte der Führer Wareiga, so wie es Xaver gewollt und er selbst es für recht erkannte, nach Alp Grüm hinunter und verständigte den Gendarm, daß Xaver Kernbacher gefunden und — zur Verfügung der Polizei wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Kajüte Nummer 10.

Heitere Skizze von **Karl Rodemann.**

Diese kleine Geschichte spielt, ich kann leider nichts daran ändern, in einer längst versunkenen Zeit, Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts . . .

Aber, was war das für eine Zeit! Namentlich für die alte Hansestadt an der Trave. Wie blühten dort Handel und Gewerbe und der Überseeverkehr nach den nordischen Ländern! Wie strömten hier Güter und Menschen zusammen! Lebhaft schaukelte der für die Woche fällige finnische Dampfer auf der Trave, wie vergnügt ob des regen Lebens vor ihm in Ladeschuppen und auf dem Kai! Welch eine Musik lag in allem Lärm, im Geklapper der Wagen auf dem holprigen Pflaster der Uferstraßen, im Zischen und Quietschen der Winschen, welche die Güterballen in den empfangsbereiten Laderaum der Dampfer hinabließen!

Und vom Prinzipal bis zum jüngsten Lehrling ein harmonisches Zusammenarbeiten. Dabei hatte der jüngste Lehrling schon eine große Verantwortung! Oder wars etwa keine Verantwortung, wenn es hieß: Matthießen, es sind 70 000 Mark von der Commerzbank auf die Stadtbank zu bringen! Da mußte der jüngste Lehrling die 70 000 Mark von der einen Bank abheben und wohlverwahrt zur anderen bringen. Und das war eine Selbstverständlichkeit, von der kein Aufhebens gemacht wurde. Aber wie wurde dadurch auch das Vertrauen zur eigenen Leistung geweckt und gestärkt!

Da lag nun eines Sonnabends wieder der finnische Dampfer „Storfursten" Dampf auszischend und abfahrbereit vor seinem Schuppen am Kai. Auf seinem Promenadendeck hatten sich die Fahrgäste versammelt, deutsche, schwedische, russische Laute schwirrten durcheinander.

Aus der Kajüte Nummer 10 trat eine junge blonde Dame. Ihre Absicht war wohl, auch zum Promenadendeck zu gehen, aber sie stutzte und blieb stehen, denn da kam drüben auf der Straße noch eine Droschke dahergejagt — was man damals „jagen" nannte. Die Droschke hielt neben dem Schuppen. Ein Herr, groß, mit wallendem Vollbart und wehendem Mantel entstieg ihr. Der Kutscher schwang den Koffer herunter, und so, zwei Minuten vor der Abfahrt, betraten Herr und Kutscher das Schiff.

„Lassen Sie den Koffer nur hier vorn stehen", sagte der wallende Herr zum Droschkenlenker. „Der Steward wird ihn mir nachher in die Koje bringen."

„Sehr wohl, Herr Baron! Und ich wünsche recht unterhaltsame Reise!"

Und kaum hatte der Rossebändiger wieder den festen Boden betreten, da heulte die Sirene über die Trave, die Trossen wurden gelöst, und die Schiffsschraube machte ihre ersten Umdrehungen.

Der Baron ging indessen durch den Kajütenraum, guckte auf die Kabinennummer zehn, verschob aber das Eintreten auf später. Er gesellte sich vorerst zu den übrigen Fahrgästen. Die junge blonde Dame fiel ihm sofort auf. Er trat zu ihr, zog den Hut und verneigte sich tief. „Mein gnädiges Fräulein, welche Überraschung!"

„Herr Baron Rantzow! Ich bin sehr erfreut, Sie hier auf dem Schiffe zu sehen!"

„Wirklich?" In seinen Augen leuchtete es auf. „Auch ich freue mich sehr, sehr auf dies Wiedersehen. Nun wird's hoffentlich eine unterhaltsame Reise, wie mein alter Bekannter, der Droschkenkutscher, soeben meinte." — —

Indessen saß im Kontor des Handelshauses der älteste Lehrling Fischer vor dem Plan des „Storfursten". Neben dem Plan lag der Kartenblock und auf einem Zahlbrett die gesamte Einnahme aus dem Fahrkartenverkauf. Fischer verglich vor dem Abschluß nochmals alle Posten und brummelte dabei die Ziffern und Namen vor sich hin. Eine Begleitmusik dazu schuf Marquard, das Faktotum der Firma, indem er den neuesten Schlager „Fischerin, du kleine" in möglichst falschen Tönen zum besten gab. Aber da fuhr ihm Fischer plötzlich durch einen Entsetzensschrei in seinen Tenor.

„Marquard, Menschenskind! Ich hab' das Fräulein von Prachwitz und den Baron Rantzow in e i n e Kabine gepackt!"

„Was? Unsern guten Rantzow haben Sie mit was Weiblichem bedacht! Wenn das man gut geht!"

„Mensch, Platz, Platz!" Fischer war schon vom Bock herunter, er fegte durchs Kontor, aber draußen auf der Straße blies ihm die Sirene ein „Zu spät!" ins Ohr. Trotzdem ein Fünfminutengalopp bis an die Trave! Ach, da schwamm der „Großfürst" schon mitten im Fahrwasser, und seine Schraube arbeitete mit reichlich halber Kraft.

Fischer schrie, winkte, versuchte nachzurennen! Aber der Dampfer war schneller! Der Lehrling mußte das Rennen aufgeben. Er überlegte hin, er überlegte her. Beichten? — Ja! Montag früh. Ein Anschnauzer vom Konsul Prinzipal war ihm gewiß, aber den Kopf würde es nicht kosten.

Nachdem der „Storfursten" Travemünde hinter sich gelassen hatte, fing er bald an zu schaukeln, denn es stand draußen ein kräftiger Nordost. Beim ersten Schwanken erhob sich der Baron von der Seite des hübschen Fräuleins von Prachwitz. „Verzeihung! Ich habe über unsere angenehme Unterhaltung ganz meinen Koffer vergessen. Er steht noch auf dem Vorderdeck. Dort könnte er von Spritzern naß werden. Ich will ihn schnell in meine Kajüte bringen lassen."

Nach einem Weilchen kehrte der Baron zurück mit einem vergnüglichen Lächeln überm ganzen Gesicht. Er beugte sich zum Ohr der Dame von Prachwitz und flüsterte einige Worte. Da sprang das junge Mädchen auf, wie von einer Wespe gestochen.

„Das ist abscheulich! Das ist . . . o, Herr Baron, das hätte ich nicht von Ihnen erwartet!"

„Wieso, von mir?"

„Von Ihnen! Das ist doch nicht etwa nur ein Irrtum!?"

„Was denn sonst?"

„Ein Komplott!"

„O, was denken Sie nur! Ich beschwöre Sie, meine liebe Gnädigste! Ich bin unschuldig!"

„Das glaube ich Ihnen nicht!"

„Sehr bedauerlich für mich! Übrigens brauchen Sie nichts zu fürchten. Ich werde wohl durch den Steward noch eine andere Kabine bekommen können." — —

Montag morgen. Fischer steht vor dem Konsul, seinem Prinzipal.

„Eine sehr dumme Geschichte, Fischer! Was machen wir da? Ich erinnere mich nicht so genau, war dies Fräulein von Prachwitz jung oder alt?"

„Jung und hübsch, Herr Konsul!"

„Also, dem Himmel sei Dank, keine alte Schachtel?"

„Im Gegenteil, Herr Konsul."

„Da haben Sie Glück! Alte Schachteln sind manchmal sehr gefährlich."

Als nach zehn Tagen der „Großfürst" wieder in den Lübecker Hafen eingelaufen war, ging Fischer an Bord und fragte den Steward ganz unbefangen, ob die letzte Fahrt gut verlaufen sei.

„O ja! Mycke bra! Sehr gut!" Und auch der Steuermann und selbst der Kapitän gaben die gleiche Antwort. Jetzt erst wurde es Fischer leicht ums Herz, und er pfiff sich eins. —

Das Jahr ging zur Neige. Der letzte finnische Dampfer war spät abends hereingekommen. Ahnungslos saß Fischer an dem nebligen Novembermorgen auf seinem Platz und gähnte.

Da öffnete sich plötzlich leise die Tür. Als er sich nach ihr umsah, fuhr ihm ein Mordsschrecken ins Gebein. Der Freiherr von Rantzow und Fräulein Käthe von Prachwitz standen leibhaftig an der Schranke. Angstbebend trat Fischer zu ihnen.

„Verzeihen Sie viel tausend Mal! Ein Versehen von mir! Ganz gewiß, nur ein Versehen!" stotterte er.

„Hören Sie, gnädige Frau!" sprach der Baron, und wandte sich ein wenig zu seiner Begleiterin. „Kann das noch jemand hier im Bureau bestätigen?"

„Ja, Herr Konsul wird . . ."

Doch der stand schon hinter Fischer: „Unser Mitarbeiter Fischer hat mir gleich am anderen Morgen gebeichtet, welches Versehen ihm unterlaufen, Herr Baron."

Der Baron sprach wieder ganz ernsthaft: Hören Sie's, Gnädige Frau?!" drehte sich aber nicht um, sondern fuhr zum Konsul gewandt fort: „Meine Frau glaubt nämlich . . ."

Doch da fühlte sich der Baron am Rock gezupft. Schnell griff er in seine Tasche, drückte dem verblüfften Fischer ein kleines Paket in die Hand, flüsterte ihm noch zu: „Ich habe im Rauchsalon genächtigt" und glitt dann der zupfenden weiblichen Hand folgend zur Tür hinaus.

„Eine goldene Uhr, Herr Konsul?" — — Und während Fischer die Widmung vorlas: „Dem braven Ehestifter" echote der Hausflur die Küsse zweier Glücklichen wider.

Höchstes Glück der Erdenkinder . . .

Von **Hermann Krüger=Westend.**

In seinem „Mythus des 20. Jahrhunderts" schreibt Alfred Rosenberg: „Wenn die Zeiten erbitterter Kämpfe einst vorüber sein werden, wird Goethe auch wieder nach außen bemerkbar zu wirken beginnen." Wir sind aus der Revolution in die Epoche der nationalsozialistischen Evolution eingetreten. Der Glanz der Goetheschen Persönlichkeit strahlt auch in unsere Gegenwart: sein Bekenntnis zum schöpferischen Leben entspricht dem germanisch=dynamischen Wesen, das sich nirgends in weltflüchtiger Abgeschlossenheit, sondern überall in der Bejahung des lebendigen Seins, in der Weltüberwindung, in Kampf, Tat und Wirkung in der Gemeinschaft äußert.

Seine germanische Wesenheit dünkt uns erhaben. Nicht im eigensüchtigen Hervorkehren der Persönlichkeit erblickte Goethe das höchste Glück der Erdenkinder, sondern in der Hingabe an andere, im Dienst am Ganzen. Im Diwan spricht Suleika in der Konjunktivform: Höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit. Und Goethe=Hatem ist auf ganz anderer Spur: „Alles Erdenglück vereinet — Find' ich in Suleika nur." Das Ich weitet sich hier zum Du. Tätiges Leben war ihm vielmehr höchstes Glück.

Für den Persönlichkeitsbegriff, den wir häufig, aber nicht eben richtig unter Berufung auf Goethe als höchstes Glück bezeichnen, hatte der Dichter den trefflichen Ausdruck „ganzer Mann". Das eigene Ich wird auch in dem wundersamen Liebesfrühling auf der Gerbermühle bei Frankfurt überwunden und wenige Tage nach dem Entstehen der Diwanverse schreibt Goethe an Freund Willemer, den Gatten seiner Suleika: „Ich eile über Würzburg nach Hause, ganz allein dadurch beruhigt, daß ich, ohne Willkür und Widerstreben, den vorgezeichneten Weg wandle . . ." Erhaltung der Menschheitsgüter und Pflege der Tradition waren ihm natürliche Bedürfnisse; für sich persönlich nahm er stets nur in Anspruch, ein dienendes Glied in der Kette der kulturellen Entwicklung zu sein. Im „Wilhelm Meister" und im „Faust" hat er große Vorbilder geschaffen für den Menschen in seinem Kampf zwischen dem Ich und den Forderungen der Allgemeinheit. Das Dienen und Einordnen gehört zu den Maximen Goethescher Lebensweisheit. Jeder Knabe müßte, so heißt es in einem seiner schönsten Werke, zum Dienen erzogen werden, damit die Menschen sich bewußt werden, daß einer um des andern willen da ist, daß einer dem andern zu dienen habe. Ohne Beharrlichkeit und Folge im Tun gibt es kein Vorwärts und Aufwärts. Charakter ist ihm Treue gegen sich selbst. Jeder tue an dem Ort, den ihm das Schicksal zugewiesen, seine Pflicht. Im Kampf mit den Gewalten des Lebens, im ewigen Stirb und Werde war ihm die Pflicht schlechthin „sittliche Forderung des Tages". Er hat sich zeitlebens mit dem Spießbürger herumschlagen müssen, dem sein dichterisches Wirken revolutionär erschien. Er hat ihn besiegt. „Ihr könnt mir auch, wie Blüchern, Denkmal setzen — von Franzen hat er euch befreit: ich von Philisternetzen."

Wenngleich der in seinen Jugendjahren begeistert „fritzisch" gesinnte Dichter im hohen Alter mehr der reflektierenden Betrachtung zuneigte, so war sein ganzes Dasein doch das eines Kämpfers im Dienste des Volkes. Er handelte nach seinen Worten, die auch dem neuen Deutschland von heute voranleuchten als Mahnung zur Volksgemeinschaft:

Was nützt es, wenn du einsam gehst
Rund nur für dich die Lebensbahn —
Wenn du im Leben tatlos stehst,
Hast deine Pflicht du nicht getan.

Dem, der für andre auch sich müht
Und gern dem Ganzen Opfer bringt:
Ein reicher Segen ihm erblüht,
Und in sein Herz die Freude dringt.



Bunte Chronik



Das ist die Liebe der Bären . . .

Nun sind wir endlich so weit gekommen, daß auch Meister Petz Anspruch auf sachgemäße Behandlung im Schönheitssalon hat. Und dabei begnügt er sich nicht etwa mit den zwar gewandten, aber doch nicht wissenschaftlich geschulten Händen eines Friseurs, sondern er wird von vornherein einem mit allen Semestern gewaschenen Mediziner übergeben. Jedenfalls ist dieses Heil einem Grislybären kürzlich widerfahren. Das Tier, das auf den schönen Namen Butterblume getauft wurde und die Kleinigkeit von sechs Zentnern wiegt, war durch ein recht unschönes Ohr verunziert. Alsbald wurde es dem Doktor C. R. Schröder in San Diego zwecks Operation übergeben. Der gewiegte Mediziner entledigte sich seiner Aufgabe mit anerkennenswertem Erfolge. Das Ohr hat nun wieder eine Form angenommen, in der es sich bei allen Besuchern des Tiergartens sehen lassen kann. Die einzige Schwierigkeit bestand in der Narkose. Meister Petz brauchte ungefähr das Dreißigfache der Dosis, die zur Betäubung eines starken Mannes genügt. Eigenartig ist die Ursache, die seinerzeit zur Verstümmelung des Ohres führte. Sie rührt nämlich von den vielen Ohrfeigen her, die Butterblume von den lieben Eltern, von Tute und Kaspar, bezogen hat. Danach scheint es sich also um ein recht unartiges Kind zu handeln. Aber vielleicht hat nun das blanke Messer von Onkel Doktor Wandel geschaffen und nicht nur das Äußere, sondern auch das Gemüt des Bären verschönt.

Das Alter des Siegers.

General Weygand, der Oberbefehlshaber des französischen Heeres, trat kürzlich in den Ruhestand. Der Abschied dieses Offiziers veranlaßte eine Pariser Zeitung zu einer Untersuchung über die Frage, in welchem Alter die größten Feldherren der Weltgeschichte ihre bedeutendsten Siege errangen. Das Blatt vertrat die Ansicht, daß im allgemeinen der Lorbeer sich um ergraute oder schneeweiße Schläfen winde. Weygand ist heute 68 Jahre alt. Nahezu gleichaltrig war Generalfeldmarschall von Hindenburg, als er die Schlacht von Tannenberg für Deutschland gewann. Moltke, der große Schweiger, war ebenfalls ein Siebziger, als er die Schlacht von Sedan, die den Ausgang des deutsch=französischen Krieges entschied, mit mathematischer Sicherheit schlug. Blücher, der unsterbliche Marschall Vorwärts, stand im 73. Lebensjahr, als er bei Waterloo das Kriegsglück zu den Fahnen der vereinigten Preußen und Engländer zwang. Dieses Lob deutscher Feldherren aus französischem Munde klingt sehr ehrenvoll für uns, dennoch soll man sich vor Verallgemeinerungen hüten, die geeignet sind, falsche Vorstellungen zu erwecken. Fast alle Lebensalter des erwachsenen Mannes stellten die großen Feldherren der Geschichte. Als Fünfundzwanzigjähriger siegte Alexander der Große bei Arbela, Hannibal als Einunddreißigjähriger bei Cannä. Mit 18 Jahren siegte der Jüngling Karl XII. bei Narva, mit 29 Jahren Napoleon bei Arcoles. Gustav Adolf schlug im Alter von 37 Jahren die Schlacht bei Breitenfeld, Friedrich der Große mit 45 Jahren Leuthen und Cäsar mit 52 das siegreiche Treffen bei Pharsalus.

Pola Negri will wieder heiraten.

Seit Pola Negri aus Amerika nach Deutschland zurückgekehrt ist und hier ihren neuesten Film „Um eine Fürstenkrone" drehte, ist die Künstlerin wieder in den Vordergrund des Interesses gerückt. Pola Negri will heiraten. Nicht das erstemal. Wer zählt die Männer, „nennt die Namen . . .?" Pola Negri war sogar schon Prinzessin. Ihre Heirat mit dem Prinzen Mdivani erregte vor Jahren größtes Aufsehen. Und sie hat sich trotz des schönen Titels von ihm scheiden lassen wie von vielen andern auch. Jetzt hat die Künstlerin im Freundeskreise verraten, daß sie sich spätestens in einem Jahre aufs neue vermählen werde. Es sei zwar noch nicht an der Zeit, den Namen ihres Erwählten bekannt zu geben, meinte die Künstlerin, immerhin wolle sie schon verraten, daß er ein prominentes Mitglied der Londoner Gesellschaft sei.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.